

## UMWEGE ZUM BUCH

### Eine Sammelrezension

**Florian Tielebier-Langenscheidt: Werbung für deutsche Gegenwartsliteratur. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis der Literaturvermittlung.-** Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung 1983 (Sonderdruck aus dem 'Archiv für Geschichte des Buchwesens', Bd. XXIII), 386 Sp., DM 96,-

Obwohl der hohe Einfluß werblicher Aktivitäten auf die Distribution von Literatur unstreitig ist und in den letzten Jahren durch den allgegenwärtigen Medienverbund wohl noch zugenommen hat, gab es doch keine literaturwissenschaftlichen Untersuchungen von Buchreklame. Tielebier-Langenscheidts Münchner Dissertation aus dem Jahre 1982 behebt hier ein wirkliches Defizit. Da in Werbetexten offenkundig eine ästhetische Sprachgestaltung versucht wird, entschied der Autor, sie ausdrücklich mit literaturwissenschaftlichen Methoden zu untersuchen. Seine Analyse wird zusätzlich geschärft durch die kommunikationspragmatische Frage nach dem Wahrheitsgehalt von Werbetexten. So ausgerüstet, kommt Tielebier-Langenscheidt nach vier Fallstudien (über die Werbestrategien für Sarah Kirsch, Elias Canetti, Martin Walser und Wolf Wondratschek) zu diesen kritischen Befunden: Werbung reduziere die Unbestimmtheit und damit den Kunstcharakter literarischer Werke, indem sie sie in ihren Slogans auf eindimensionale Bedeutungen festlege und dem Leser so eine inadäquate Rezeptionsvorgabe aufzwingt. Zwei Konstanten der Buchwerbung hält der Autor für besonders unangebracht: einmal die Nennung großer Schriftstellernamen als Vergleichsgrößen und zum anderen die inhaltsleere Preisung beliebiger Bücher als jeweils "neu" und "aktuell". Resolut fällt auch seine Feststellung zum Wahrheitsgehalt von Reklame aus: "Nähme man die Forderung nach Wahrheit in der Werbung sehr ernst, müßte man viele Werbetexte zu literarischen Werken verbieten." (Sp. 99) Belegbar ist das u.a. an der Verwendung von Rezensionen in Buchanzeigen. Tielebier-Langenscheidt vermag mehrere Beispiele anzuführen, in denen das Lob eines Kritikers in einer Verlagsanzeige verfälscht wurde. Hatte z.B. Marcel Reich-Ranicki 1980 in Sarah Kirsch "der Droste jüngere Schwester" erkannt, so nahm eine Anzeige der DVA dieses (nur scheinbar zugkräftige) Etikett zusätzlich für Ina Seidel und Joyce Carol Oates in Anspruch: "Der Droste jüngere Schwestern".

Um dem Wahrheitsgebot Rechnung zu tragen, fordert Tielebier-Langenscheidt von den Werbetextern, künftig auch Negatives zur

Sprache zu bringen. Wenn Reklame nicht mehr selektiv positiv argumentiere, so könne das ihrer Glaubwürdigkeit - und damit ihrer Effektivität - nur zuträglich sein. Dem gleichen Ziel soll nach Tielebier-Langenscheidts Wünschen die Offenlegung der Subjektivität werbender Urteile dienen. Ganz ohne Zweifel sind das allesamt ehrenwerte Forderungen, aber es ist schwer vorstellbar, daß sich auch nur ein Werbetreibender danach richtet.

Insgesamt besticht Tielebier-Langenscheidts Arbeit durch große Stringenz in der Argumentation. Ihre Stärke liegt vor allem in der enormen Fülle von Belegen, die sie zur Verifizierung und Illustration ihrer Thesen anführt. Mit einzelnen der Schlußfolgerungen muß man deshalb nicht immer übereinstimmen. Als wenig plausibel (und politisch bedenklich) erscheint mir z.B. Tielebier-Langenscheidts Erklärung des verlegerischen Mißerfolgs, den der Literarische Verlag Helmut Braun mit Edgar Hilsenraths Roman 'Nacht' erlebte. Tielebier-Langenscheidt glaubt, daß die bundesdeutsche Öffentlichkeit diesen auch für Juden beschämenden Bericht aus einem ukrainischen Ghetto deshalb nicht angenommen habe, weil sie noch immer einem "unreflektierten Philosemitismus" (Sp. 98) verfangen sei: "Im Ausland war der Roman in 500.000 Exemplaren verkauft worden; in Deutschland aber sträubte man sich wohl dagegen, das aus unverarbeiteten Schuldgefühlen heraus verklärende Judenbild gegen ein realistisches einzutauschen." (Sp. 98 f) Um so merkwürdiger ist es, daß sich Tielebier-Langenscheidt später im Rückblick auf seine Analyse von Werbemitteln wundert: "Canettis jüdische Abstammung kommt eigentümlicherweise kaum zur Sprache." (Sp. 354.) Warum sollte sie auch? Canetti würde damit zu einem Sonderfall erklärt (der er unter anderen, explizit literarischen Aspekten sicherlich ist), und diese Ausnahmestellung berge in sich die Gefahr sowohl von Antisemitismus wie von Philosemitismus.

Das Canetti-Kapitel übrigens ist auch dasjenige, in welchem die vielen kleinen, über die Dissertation verstreuten Ergebnissadressen an den Doktorvater, der früher einmal Geschäftsführer des Hanser-Verlages war, einen Höhepunkt erreichen. Solche Zeichen akademischer Heteronomie finden sich auch in der zweiten, hier anzuzeigenden Studie aus dem 'Archiv für Geschichte des Buchwesens':

**Marcel Müller: Die 'Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung'. - Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung 1986 (Sonderdruck aus dem 'Archiv für Geschichte des Buchwesens', Bd. 26, S. 131-215), 88 S., DM 46,50**

Die 'Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung' wurde 1901 gegründet und bestand, einschließlich einer Nachfolgeorganisation, bis 1935. Ihr Ziel war es, deutsche Hochliteratur überall dort zu verbreiten, wo sie bisher nicht gelesen zu werden schien. Das literarische Spektrum war dabei anfangs auf Dichter der Klassik beschränkt, doch kamen später zeitgenössische Autoren wie Hermann Hesse, aber auch Paul Zech hinzu. Obwohl die Stiftung selbst verlegerisch tätig wurde, war sie doch kein kommerzielles Unternehmen. Ihre in die Millionen gehenden Auflagen wurden teilweise gratis, größtenteils jedoch zum Selbstkostenpreis abgegeben. Zumindest in ihrem Anspruch auf Breitenbildung erinnert die Stiftung an die heutigen Buchgemeinschaften, aber ihre Abnehmer erreichte sie doch in der Regel auf anderen Wegen. Die

Bücher waren in den bis zu 400 Geschäftsstellen der Stiftung erhältlich und wurden gezielt verteilt, z.B. an notorisch schlecht ausgestattete Land- und Krankenhausbüchereien. Das sich als wohlütig verstehende Unternehmen ließ auch die Soldaten des ersten Weltkriegs nicht allein. Eine Anthologie versprach z.B. 'Fröhliches aus dem Krieg'. Noch kurioser aber ist, daß das Sortiment der Stiftung nicht nur eine zobändige Feldbücherei aufwies, sondern gar eine zobändige 'Schützengraben-Bücherei'. Wie sehr die Idee vom 'Emporlesen', der auch diese Stiftung verpflichtet war, an der Lebensrealität der 'ungebildeten' Menschen vorbeiging, wird wohl nirgends so deutlich wie an diesem Beispiel. Kaum vorstellbar, daß Soldaten im Schützengraben Zeit, Ruhe und Lust zum Lesen hatten.

Marcel Müller hat für seine Geschichte dieser literarischen Institution im kaiserlichen und Weimarer Deutschland eine beeindruckende Archivarbeit geleistet, doch leider verliert er sich dabei zu oft im nichtssagenden historiographischen Detail. Das freilich ist nicht primär dem Autor anzulasten, beruht die Studie doch auf einer Münchner Magisterarbeit; die Erwartungen des akademischen Lehrers scheinen sich hier in diesem Punkte eingepreßt zu haben. Da ist es verständlich, daß Müller auf die notwendige literatursoziologische Einordnung der 'Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung' nicht die gleiche Sorgfalt wie auf die Quellenforschung verwendet hat. Nur andeutungsweise und unzureichend ordnet er die Stiftung dem wilhelminischen Bildungsbürgertum zu. Marginal bleibt auch seine unter ideologiekritischem Aspekt interessante Beobachtung, daß der konservative Literatur- und Politikbegriff der Stiftung sich auch in einer selektiven Präsentation der Klassiker niederschlug. So war man an Goethes 'amoralischem' 'Werther' ebenso wenig interessiert wie an Schillers rebellischen Dramen aus der Sturm-und-Drang-Periode.

Mag das analytische Defizit der Untersuchung vornehmlich ihrem Charakter als Examensarbeit geschuldet sein, so muß Müllers wiederholte Bekundung, der konservative Kurs der Stiftung sei verständlich und über jede Kritik erhaben (S. 185, 189, 200), doch zu denken geben. Zwischen den Zeilen ist hier eine gewisse Furcht vor politischer Festlegung spürbar; mag sein, daß sich auch in diesem Punkt der Einfluß des Betreuers bemerkbar macht. Wie unpassend diese nachträgliche Reinwaschung der 'Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung' ist, zeigt sich vor allem dort, wo Müller sie sogar präventiv von aller Partizipation am Faschismus freispricht, obwohl die Ursprungsstiftung schon 1932 ihre Arbeit einstellte. Eines von Müllers Argumenten: "Die DDGSt vertrat mit ihrem Verlagsprogramm und ihrer grundsätzlichen Haltung immer die menschlichen positiven Werte und zwar im Dienst des Guten wirksam." (S. 200) Das belegt deutlich die im Grunde apolitische Perspektive, mit der hier eine wichtige Bildungseinheit des frühen Jahrhunderts untersucht wurde. Die Eigenart des Gegenstands als kulturpolitischer Institution aber hätte Instrumentarium wie Erkenntnisinteresse bestimmen müssen.

**Horst Schaller (Hrsg.): Buch und Bildschirm. Eine Herausforderung.-**  
Würzburg: Königshausen und Neumann 1986, 78 S., DM 18,-

Die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur in Volkach, in deren Schriftenreihe die hier anzuzeigende Sammlung erschien, ist ein Forum, auf dem vor allem Bibliothekare und Pädagogen zu Wort kommen, Gruppen also, die schon von Berufs wegen an einer Wahrung der Schriftkultur im Verdrängungswettbewerb mit den audiovisuellen Medien interessiert sind. Jene schreckensreichen Visionen vom Untergang der Lesekultur aber, wie sie für manche Pädagogen typisch sind, fehlen hier fast völlig. Der buchfixierte Bildungsdünkel bleibt sehr im Hintergrund. Das aber muß nicht unbedingt ein Vorteil sein, sondern könnte auch als Symptom für die faktische Ratlosigkeit und Resignation der Vertreter der traditionellen Kultur gedeutet werden. Allerdings sucht die Mehrzahl der Autoren nach Möglichkeiten einer Besitzstandswahrung für das Medium Buch und vertritt dabei die folgende Position: Der enorme Einfluß von Computer- und Videomedien auf Kinder und Jugendliche läßt sich schlechterdings nicht mehr zurückdrängen. In dieser Situation habe das Buch nur dann eine Chance, wenn es sich auf seine unersetzlichen Eigenarten besinne und aus den Defiziten der anderen Medien Kapital schlage. Welches aber die Qualitäten sind, die das Lesen als gesamtkulturelle Basiskompetenz legitimieren, diese Frage bleibt leider weitgehend unerörtert.

Ein weiteres Defizit ist darin zu sehen, daß der große Unterhaltungsnutzen, den Jugendliche aus Videofilmen ziehen, nicht Thema eines besonderen Beitrags war. Dies ist um so bedauerlicher, als an mehreren öffentlichen Bibliotheken Video-Modellversuche laufen bzw. inzwischen abgeschlossen wurden. Ein Zwischenbericht über diese Projekte, die allesamt von der (trügerischen?) Hoffnung getragen waren, Jugendliche über den Videoverleih auch an Bücher heranzuführen, wäre einer umfassenden Bestandsaufnahme sicher dienlich gewesen.

Die sechs Beiträge des Bandes beruhen auf einer Tagung, die im Mai 1985 stattfand. Zur empirischen Grundlegung werden leider nur ältere Zahlen zur Mediennutzung junger Menschen herangezogen - obwohl hierzu Ende 1985 die bahnbrechende Studie 'Jugend und Medien' von Heinz Bonfadelli u.a. erschien. Der Herausgeber hätte dafür Sorge tragen müssen, daß deren Ergebnisse wenigstens in der Druckfassung der Referate berücksichtigt wurden. Bonfadelli und seine Mitarbeiter konstatieren für die jüngste Zeit einen tiefen Einbruch in der Buchnutzung der 12- bis 29jährigen. Mag sein, daß dieses Resultat die Volkacher Einschätzungen etwas kritischer hätte ausfallen lassen, wären sie schon damals bekannt gewesen oder nachträglich verarbeitet worden. Für die Verteidigung der Lesekultur scheint es mir jedenfalls nicht ausreichend zu sein, darauf zu hoffen, das Lesen werde auch in Zukunft als obligatorische Basiskompetenz respektiert. Mag sein, daß man dieses Zugeständnis den Bildungspolitikern wird abringen können; bei den Jugendlichen aber, auf die allein es ankommt, ist in dieser Hinsicht mit der notwendigen Überzeugungsarbeit noch nicht einmal begonnen worden.

Dieses Vermittlungsproblem wird in dem Band 'Buch und Bildschirm' auch nicht annäherungsweise erkannt; insofern wurde die 'Herausforderung', von der der Untertitel kündigt, nicht angenommen. Überhaupt kann nur von einem einzigen der Beiträge gesagt werden, daß man

seine Thesen nicht schon anderswo gelesen hätte: Joachim Metzners 'Echtzeitabenteuer in Parallelwelten'. Eigentümlicherweise ist gerade das ein Text, der zur Revision liebgewonnener Vorurteile zwingt. Metzner behauptet nämlich nichts weniger, als daß Computerspiele die Fähigkeit zu lesen voraussetzen, ja daß sie ihren Benutzer in hohem Maße zu literarischer Aktivität anregen. Ein solches Spiel, bei dem stets eine begonnene Geschichte durch den 'user' weitererzählt werden kann, ist nach Metzner als eine "interaktive Literaturform" (S. 65) zu interpretieren. Eine interessante Perspektive, in der weitergedacht werden sollte.

Volker Lilienthal